
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 76. Bromberg, den 4. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(2. Fortsetzung.)

3.

Justizrat Gabbe hatte nie erwartet, noch auf seine alten Tage eine lange, anstrengende Reise auf schlechten Straßen im Herbstregen zu unternehmen, und ebensowenig, eine Bauernhochzeit mitzumachen. Wer aber eine so willensstarke Frau hat, der muß sich eben in das Unglaublichste fügen. Und so geschah es denn auch, daß sich dieses hochvornehme Paar in dem weitläufigen Zuge der Hochzeitsgäste befand, der eines Tages spät im November des Jahres 1809 nordwärts durch das Land zuckelte.

In Korsvoll, der letzten Wechselstation der äußeren Gemeinde, warteten die Gespanne von Björndal, um die Gäste nach Norden zu bringen, durch die Talgemeinden über die Waldberge und durch die Waldsiedlung zum Björndaler Hof. Der Justizrat kam als einer der ersten in Korsvoll an und war sehr erstaunt über alle die Fahrzeuge, die dort hielten. Er wußte zwar von dem Wohlstand auf Björndal, aber auch Reichtum hatte schließlich seine Grenzen. Die meisten Gespanne mochten natürlich irgendwo geliehen sein, um den Gästen zu imponieren. Er war noch nicht lange genug Justizrat und Standesperson, daß er nicht noch die Neugier des einfachen Mannes im Leibe gehabt hätte, und so fragte er den Kutscher aus, woher alle diese Wagen kämen. Er wunderte sich, wie viele nach Björndal gehörten, freute sich aber, seine Vermutung bestätigt zu finden, daß auch viele von anderen Höfen dabei waren. Seine Freude war indessen von kurzer Dauer; denn der Kutscher, der selber aus Björndal stammte, fügte trocken hinzu, auch diese Höfe gehörten seinem Herrn, es wären also auch diese Fahrzeuge sein Eigentum.

Hierbei wurde dem Justizrat etwas flau zumute. Der Kutscher war schlau genug gewesen, den Grund der Fragen zu ahnen. Er bekam hier die erste Bestätigung für die Wahrheit des bekannten Wortes: Es gehört nicht unbedingt Dummheit dazu, ein Bauer zu sein.

Er war niemals weit von der Stadt fort gewesen; daher hatte er sich mit düsteren Ahnungen auf diese seiner Meinung nach nicht ganz gefahrlose Reise begeben. Und bei den schlimmsten Kurven und Steigungen war er neben dem Wagen hergegangen, um „das Pferd zu schonen“. Wenn sie durch waldige Gegenden gefahren waren, hatte er sich ängstlich umgeblickt; und als sie jetzt in der Abenddämmerung durch das offene Land immer weiter nach Norden fuhren und der Duft und das Sausen des Björndaler Hochwaldes ihnen entgegenschlug, wurde ihm ganz beklommen zumute. Der schmale Weg über den Waldkamm zur Siedlung hinunter durch die zottigen Riesenfichten, die ihn mit ihren Ästen streiften, war für den Justizrat wie ein Spießrutenlaufen zwischen lauter flüsternden Gespenstern. Und wie schon so mancher Fremde im Lauf der Zeiten, seufzte er erleichtert auf, als der Wald sich lichtete und er die Hütten und Häuser der Siedlung überblickte.

Und wie jeder andere wurde er gepackt von dem Anblick des Björndaler Hofes, wie man ihn weit drüben sah, dunkel und mächtig, mit den vielen Gebäuden am Waldrand hoch überm Land. Er wußte selber nicht recht, warum, aber sein Gefühl sagte ihm, wohl, daß keine geringen Menschen hier mitten in den Wäldern den Platz für einen Großbauernhof gerodet und die Häuser so sicher und fest an eine Stelle gesetzt haben konnten, von der man solchen Ausblick hatte, wie von dem alten Hof dort oben.

Der Kutscher sagte einiges, woraus die beiden Gäste entnehmen konnten, daß alles, was sie jetzt vor sich sahen, das ganze Land mit Hütten und Häusern und Höfen und Wald ringsum nach allen Seiten der alte Besitz der Björndalbauern sei; und der Justizrat rechnete im stillen hinzu, was er von der Macht des alten Dag über viele Höfe auch im Südland wußte, ja sogar über den Herrensitz Borgland, der wie ein ganzes Reich für sich in dem Gebiet lag, das sie soeben durchfahren hatten.

So gut es die Dämmerung zuließ, sah er sich um, als sie jetzt ins Tal hinabfuhren. Sie überquerten den Hofplatz von Hammarbö und staunten seine uralten dunklen Gebäude mit den kleinen Fenstern, den tiefen Lauben und den schweren Rasendächern an. Dieser erste düstere Hof der Siedlung, der schon im tiefen Abendschatten der steilen Felswände lag, die dahinter blauschwarz und gewaltig zum Himmel ragten — dieser Hof war für sie, wie für so manchen anderen vor ihnen, der erste unauslöschliche Eindruck von der Gegend.

Sie fuhren weiter hinunter, es war jetzt dunkel. Kein Baum rauschte mit üppigem Laub, und der Blumenflor war längst dahingesunken, um wieder zu Erde zu werden. Alles, was in Sommertagen die Hügel bei Hammarbö so schön machte, war jetzt schwarze Asche, und es blieben nur steile Abhänge mit gefährlichen Wegbiegungen und lockeren Steinen; Wasser rieselte, es war düster und die Luft voller Herbstabend und Schauer.

Bergab ging es durch die dunklen Höfe der Siedlung, vorüber an kleinen halbversteckten Katen. Ein Köter kläffte irgendwo, und an ein paar Stellen glühte es hinter den Fensterscheiben von flackerndem Feuer. Sonst war alles nur Finsternis und toter Herbst. Die beiden Gäste aus der Stadt dachten an Adelheid, die sich mit all ihrer zarten Schönheit und ihren seltenen Gaben fürs Leben an diesen Platz binden sollte. Es durchschauerte sie, und die Frau zog das Taschentuch und wischte sich die Augen.

Sie schraken auf, als der schwere Hufschlag der Pferde über die Holzbrücke donnerte, wo der lange Anstieg zum Hof beginnt, und sie sahen mit offenen Augen die mächtigen, moosbewachsenen steinernen Einfriedungen und die gewaltigen Stämme der breiten Allee an sich vorbeigleiten. Wie der Weg anstieg, öffnete sich seitlich der Blick nach Süden, und je tiefer das Land dort unten im Dunkel versank, desto geheimnisvoller verschwamm es zu einem Schattenland, über das sie sich immer höher erhoben. Es war

ihnen auch, als würde die Luft heller und der Atem freier, je höher sie kamen; und da — plötzlich — ging tief drinnen in der Allee ein merkwürdiger Lichtschein auf, fern und märchenhaft. Als sie sich näherten, sahen sie den Abschluß der Allee: die beiden riesengroßen Torpfosten mit dem Rasendach darüber. Hundegebell und Kettenrasseln ertönten, dann fuhren sie in den Hof ein. Was sie gesehen hatten, war der Lichtschein von den aufgestellten Laternen gewesen — und jetzt waren sie mitten drin in dem Zauber des mächtigen alten Hofes. Sie sahen über den gewaltigen Hofplatz hin, der frisch-gefegt und sauber war, und auf dem man eine Unmenge von Gebäuden, fern, aber deutlich, im Dunkeln erkennen konnte, genau rechtwinklig wie unerschütterliche Mauern — und mitten auf dem Hof ragten die drei Riesenstämme der alten Eiche ins Dunkle hinein, und trockene Blätter sirrten im Wind wie Metall — irgendwo dort oben, wohin der Lichtschein nicht mehr reichte.

Vor der breiten Treppe des Neubaus hielt der Kutscher.

Das neue Haus war einst vor einem Menschenalter von Hauptmann Klinge gebaut worden; aber noch heute hieß es der Neubau und war niemals richtig in Gebrauch genommen worden. Es gab von früher her soviel gute Gebäude auf Björndal, die nach alter Art aus den dicksten Stämmen des Waldes errichtet waren; in ihnen fühlten sich die Besitzer des Hauses am wohlsten — und meistens auch die Gäste. Von dem langen Laubengang führte die Tür in die alte Diele mit dem großen Kamin, und dort waren seit Urzeiten mancherlei Leute empfangen worden. Das neue Haus war Therese Holder zuliebe gebaut worden, der Frau Vater Dags und Dags Mutter. Sie stammte aus der Stadt und war die Tochter des Großkaufmanns Holder. Sie und ihre Schwester, Jungfer Dorthea, hatten so viele feine Möbel und anderen Staat mitgebracht; da war der Neubau aufgeführt worden, hauptsächlich wegen der Möbel. Ein großes Haus mit vielen Zimmern im Erdgeschoß und oben und mit großen Fenstern. Die große Küche war seitdem immer benutzt worden, und der mächtige Saal jeden Weihnachtsabend. Dort war auch seinerzeit Fest und Tanz gewesen, und Gäste hatten im gelben, wie im blauen, roten und grünen Zimmer und in den anderen Stuben gewohnt. Aber sonst war es meist ein totes Haus gewesen. In den letzten Jahren, seit Dortheas und Thereses Tod, war ein Tisch im großen Saal des Neubaus nur noch am Heiligen Abend gedeckt worden und zum Leichenschmaus für die beiden und für Hauptmann Klinge, der als Schreiber auf dem Hofe gelebt hatte.

Jetzt fuhren Justizrat Gabbe und seine Frau am Neubau vor und wurden wie alle Gäste auf Björndal von Jungfer Kruse empfangen. Sie war die Tochter des Tambours Kruse und schon als junges Ding aus kleinen Verhältnissen nach Björndal gekommen. Sie hatte hier eine tüchtige Ausbildung erhalten, und jetzt unterstand ihr die gesamte Frauenarbeit im Hause.

Jungfer Kruse empfing die Gäste freundlich und würdig, führte sie in das blaue Zimmer hinauf und sagte ihnen, um welche Zeit sie zum Abendessen erwartet würden.

Der Justizrat und seine Frau sahen sich im Zimmer um und sahen dann einander an; die Justizrätin zog die Gardinen zur Seite, und beide blickten in den Novemberabend hinaus. Von hier oben konnten sie in der Ferne noch Hammarbö und die Felsen westlich davon erkennen, den Kamm, den sie überquert hatten, und die ganze Siedlung tief unten. Der Himmel war von bleierner Färbung, aber mit den lichten Spuren vom Widerschein des Tages, wie sie der Herbsthimmel haben kann; und die Linien der Landschaft standen noch in voller Deutlichkeit gegen den dunkelnden Himmel.

Der Justizrat und seine Frau sahen einander noch einmal an, und die Frau wischte sich wieder leicht mit dem Taschentuch über die Augen; dieses Mal aber kaum aus Mitleid für Adelheid Barre.

Die Stadtgäste kamen an, einige Wagen dicht hintereinander, andere in langen Zwischenräumen, je nachdem, wie sie es unterwegs mit Pferd und Kutscher getroffen hatten. Die letzten hatten einen Unfall mit dem Wagen gehabt und kamen spät. Der einzige Gast, der an diesem Abend nicht kam, war — Adelheid.

*

Der neue Pfarrer des Kirchspiels, ein entfernter Verwandter von Adelheids mütterlicher Familie und Bischof Ramer, war nicht wie die meisten Pfarrer seiner Zeit. Er hielt sich strenger an die Bibel und an guten, alten Volksbrauch. Wenn er Adelheid in seiner Kirche trauen solle, dann müsse sie die Nacht vor der Hochzeit bei ihm auf dem Pfarrhof bleiben. So setzte Major Barre seine Tochter dort ab und fuhr selber sogleich nach Björndal weiter. Er wollte sie am nächsten Tage rechtzeitig zur Kirche abholen. Vater Dag hatte ihn gebeten, heute abend zeitig zu kommen und die Gäste aus der Stadt zu empfangen, die Dag ja größtenteils fremd waren. Und der Major bedauerte es ganz und gar nicht, seinen gestrengen „Vetter Pfarrer" verlassen und den Abend auf Björndal verbringen zu können.

*

Der Major gab den Gästen aus der Stadt die nötige Auskunft und hatte seinen Spaß daran, ihr Erstaunen über die stattlichen Räume und Möbel zu beobachten; sein Lachen dröhnte über den Abendbrottisch und späterhin durch alle Zimmer.

4.

Während der Major den festlichen Abend genoß, saß Adelheid beim stillen Abendessen im Pfarrhof und wurde, mit der Pfarrfrau als ernsthaft nickender Zuhörerin, vom Pfarrer auf die Feierlichkeit des kommenden Tages und ihr zukünftiges Leben in Björndal vorbereitet. Zunächst hatte Adelheid den Eindruck, als rühre der Pfarrer grob und ungebührlich an Gefühle, die nur ihr gehörten, und mit denen sie allein sein wollte; aber der Pfarrer hatte mehr als eine Absicht dabei gehabt, als er sie am heutigen Abend auf dem Pfarrhof haben wollte. Und Adelheid, die keine Mutter mehr hatte und einen Vater, mit dem man über ernste Dinge nicht reden konnte, ließ sich allmählich von den tiefen, ruhigen Worten des Pfarrers umhüllen und spürte, daß sie noch nie in so sicherer Obhut gewesen war.

Der Pfarrer Nils Ditlev Ramer war ein strenger, altmodischer Pfarrer und hielt nichts von Narrenpossen. Mitunter waren Leute aus abgelegenen Katen nach alter Sitte auf Strümpfen zu ihm hereingekommen. Da hatte er sie aufgefordert, die Schuhe wieder anzuziehen. „In die Kirche kommst du auch nicht auf Strümpfen, und der Pfarrhof ist nicht mehr als Gottes Haus; wenigstens nicht, solange ich hier wohne."

Derartige Geschichten waren bekannt geworden, und die Leute wunderten sich, wie recht der Pfarrer doch habe. In seinen Predigten brachte er oftmals Bibelstellen an, die sie vom Lesen kannten, und hielt sich an Begriffe und Gleichnisse, unter denen sie sich etwas denken konnten. Und wenn sie etwas bei ihm zu tun hatten, dann überschüttete er sie nicht nur mit fremden Worten, sondern tastete sich an sie heran, spürte dem nach, was sie dachten; und wenn sie von ihm gingen, schien er sie nur zum Verstehen ihrer eigenen Gedanken gebracht und selber eigentlich nichts gesagt zu haben — so gut wie nichts. Eine merkwürdige Ruhe und Wärme ging von dem neuen Pfarrer aus.

Pfarrer Ramer stand felsenfest in seinem Glauben, und deshalb brauchte er seine Predigten nicht mit gelehrten philosophischen Redensarten hoch und unverständlich über die Köpfe seiner Gemeinde weg zu halten. Unverdrossen lebte er sich immer mehr in sie ein, und nach wenigen Monaten seiner Wirksamkeit fühlte er sich bereits auf gutem Wege; im Norden aber hatte er eine Außengemeinde. Von dort kamen die Leute selten zur Kirche. Er hatte alle Berichte über sie gesammelt, aber sie waren so widersprechend. Der eine redete von starrem Trotz gegen die Kirche und überhaupt gegen alles — ja, von wildem Eigensinn und hartem Geiz in Geld- und Besitzangelegenheiten. Andere Gerüchte sprachen von weitherziger Menschlichkeit, ja, von Großmut bei Not und Unglück; und der Pfarrer hatte auch von Leuten dort oben gehört, die streng an den alten Bräuchen ihrer Gegend festhielten, und es gab viel, was darauf deutete, daß sie wie Christenmenschen lebten. Aber wirklich klug konnte er aus jenen Leuten im Norden noch nicht werden. Sie hielten sich von allen anderen zurück — auch von ihm. Und doch lag eben dort die Macht, die Macht über diesen Bezirk und andere Bezirke. Eine geheimnisvolle Macht über das Wohlergehen der Menschen, ja, über ihre Gemüter und Gedanken. Eine Macht, die sogar er spürte. Die Macht des Reichtums und — die mystische Macht starker, ganzer, unergründlicher Menschen über die gewöhnlichen unsicheren, haltlosen Menschen dieser Welt. Der Pfarrer war neugierig auf sie.

(Fortsetzung folgt.)

Junge Liebe.

Erzählung von André Baron Foelckersam.

Schon über eine Stunde gingen sie nebeneinander im Dunkel der Anlagen spazieren. Sie konnten sich nicht sehen, der Mond stand hinter niedrigen, dunklen Wolken. Zuweilen berührten sich ihre Schultern, dann fuhren die beiden erschrocken auseinander und sagten „Verzeihung!" Die Nacht war kalt und klar. Dann und wann strich ein leichter Wind durch die Bäume, die Blätter raschelten mit einem trockenen Geräusch, wie Papier.

Sie waren im Kino gewesen, zur letzten Vorstellung, und Lukas wollte das Mädchen nach Hause begleiten. Sie waren heute das erste Mal beisammen, obwohl sie sich von der Schule her schon lange flüchtig kannten. Nach dem Kino hatte Lukas das Mädchen in eine kleine Eisdiele eingeladen, die einzige, die jetzt offen war und wo es das beste Blaubeereis gab. Und wo niemand von der Schule anzutreffen war. Aber das hatte er ihr nicht gesagt. Im grellen Licht der Eisdiele hatten sie lange an einem der Marmortischchen einander gegenübergesessen und aus winzigen Glasbechern Eis gelöffelt. Der Rundfunk über der Lette schmetterte ununterbrochen durch den kleinen schmalen Raum, und man konnte sich schwer unterhalten. Sie saßen zwischen vielen fremden Menschen, und wenn sie sich verstohlen ansahen, wurden sie rot. Es war für beide neu und qualvoll und schön zugleich. Jetzt waren sie schon dreimal um die Anlagen gegangen und dreimal zur selben Stelle zurückgekommen, und sie merkten es nicht. Sie konnten sich nicht trennen.

Es war sehr still. Die Blätter raschelten unter ihren Schritten, und von den Bänken glomm zuweilen eine Zigarette auf, schimmerte undeutlich und verschwommen ein Kleid, kam leises Geflüster und verstummte. Sie kamen jetzt an einer Laterne vorüber, und Lukas sah seine Begleiterin an. Sie war um einen Kopf kleiner als er. Das fahle, grüne Licht der Laterne fiel auf ihr kurzes blondes Haar; es schimmerte silbern, und ihr Mund stand dunkel und geheimnisvoll im blassen Gesicht. Eine wilde, beklemmende Zärtlichkeit überfiel Lukas. — „Ich werde nach Hause müssen", sagte das Mädchen. Lukas sah auf seine Armbanduhr. Die Zeiger leuchteten grünlich. Es war viertel Zwei. „Es ist noch nicht einmal Eins", sagte Lukas. Er ging neben dem Mädchen, trug seine Schülermütze in der Hand und dachte angestrengt nach, was er jetzt sagen sollte, damit sie vergäße, wie spät es sei. Aber alles, was ihm einfiel, schien ihm dumm und nichtssagend und sentimental. Von weitem drangen zu ihnen die vagen und fernen Geräusche der nächtlichen Stadt; das helle und vereinzelte Hupen der Autos, das näherkommende und sich wieder entfernende Rattern der vorüberfahrenden Stadtbahnzüge. Unter den Bäumen war es ganz schwarz. Sie gingen unter ihnen entlang und kamen auf einen großen Rasenplatz hinaus. Die Wolken waren jetzt fort, der Mond stand hoch und weiß und rund am Himmel. Am anderen Ende des Rasens schimmerte hell eine Bank. Sie gingen quer über den Rasen auf sie zu. —

Eine Weile saßen sie schweigend auf der Bank. Am liebsten hätte er den Arm um ihre Schulter gelegt. Aber er wagte es nicht. Er dachte daran, daß er ganz allein mit ihr sein wollte, in einer schönen Landschaft, ohne Menschen, nur sie beide allein. Lukas versuchte das Mädchen nicht anzusehen. Und doch sah er, ohne eigentlich hinzusehen, von ihr Gesicht, Mund, Kinn, den zarten Ansatz des Halses. Er hatte nur den einen Gedanken: daß er sie küssen wollte. „Es ist riesig nett, daß du wirklich gekommen bist", sagte Lukas, und er fühlte sein Herz laut und hart im Halse schlagen. „Ich dachte, du würdest nicht kommen." — „Warum sollte ich nicht kommen, Lukas?" — „Ich weiß nicht", sagte Lukas. „Ich kannte dich eigentlich vom Sehen schon lange. Aber du hast mich nie gesehen." — „Ich hab' dich schon vor zwei Jahren gesehen", sagte sie. „Beim Eishockey gegen das Realgymnasium. Du hast das dritte Tor gemacht." — „Du warst damals da?" Lukas war ganz erfüllt von Dankbarkeit. Er mußte sich schnell eine Zigarette anzünden. „Magst du?" — „Nein, danke." Für beide hatte es bis heute noch keine Nacht gegeben die so geheimnisvoll, so schön, so unwirklich war. Alles, was sie einander sagten, auch die belanglosesten Dinge, hatten heute einen tiefen und geheimnisvollen Sinn. Sie waren beide sehr jung. Sie waren zum ersten Mal verliebt. „Wollen wir gehen, Lukas?" — „Gehen wir" sagte Lukas. Sie gingen weiter.

Von fern schlug eine Uhr. Sie blieben stehen und horchten. „Schon drei?" — Lukas wußte, daß sie an daheim dachte und daß sie Angst hatte. „Denk nicht an die Uhr", sagte er. — „Nein, ich denke nicht an die Uhr", sagte sie und lächelte. Lukas hörte sich sprechen, aber er verstand nicht, was er sprach. „Sieh den Baum", sagte sie plötzlich. Lukas sah hin. Mitten auf dem Rasen stand ein riesiger Baum. Er war vom weißen Mondlicht übergossen, reglos und versilbert und unwirklich stand er da. Lukas versuchte sie nicht anzusehen. Sie stand neben ihm, den Kopf leicht zurückgebogen. Lukas starrte sie an, ihren Mund, der geheimnisvoll und dunkel im blassen Gesicht stand. „Schön?" fragte sie, ohne den Kopf zu wenden. „Wunderschön", sagte Lukas, und er starrte sie an. „Komm, Lukas", sagte das Mädchen.

Sie gingen schweigend an dunklen Kanälen entlang, kamen an einen kleinen Teich. Sie standen nebeneinander am Geländer einer gewölbten Brücke und blickten hinunter, aufs reglose schwarze Wasser. Dann gingen sie weiter.

Sie waren schon viele Stunden unterwegs. Eine blasse, kaum wahrnehmbare Helligkeit, von der man nicht wußte, woher sie kam, lag über den Anlagen. Der Mond, noch vor kurzem hoch am Himmel, stand jetzt tief hinter den Bäumen; er berührte fast die Erde. Nun waren sie die ganze Nacht spazierengegangen, und er hatte sie kein einziges Mal geküßt. Lukas war müde und niedergeschlagen. Er fror. Alles schien ihm plötzlich anders, alles Schöne war fort. Und obwohl er sich hundertmal hintereinander sagte, daß er sie wahnsinnig liebe, fing er an, daran zu zweifeln. Er fühlte sich mit einem Mal fremd und einsam und trostlos.

Der Himmel war jetzt fast grau von einer zarten und farblosen Helligkeit. Sie schien ruckweise, hinter den Bäumen her zu kommen. Allmählich wurden die Umrisse deutlicher und schärfer, Gras und Bäume begannen Farbe anzunehmen. Die Bänke waren jetzt leer. „Es wird hell", sagte Lukas. Sie gab keine Antwort, stand blaß und verfroren neben Lukas, und er sah, daß sie vor Kälte zitterte. „Du frierst", sagte Lukas höflich. — „Nein, ich friere nicht." — „Ich sehe aber, daß du frierst", wiederholte Lukas, und er zog seine Jacke aus. „Komm, zieh die Jacke an." Sie zog sie gehorsam an, und sie sah in der viel zu großen und viel zu weiten Jacke mit ihrem kurzen blonden Haar und dem schmalen Gesicht

Das verlegte Osterei.

Nachdem es grade heute vor acht Tagen
Versteckt und spurlos aus dem Blick entschwand,
Kann ich mit ruhiger Gewißheit sagen:
Wohl dem, der, was er suchte, immer fand.

Mich macht es krank und täglich mehr verdrießlich,
Daß dieses Ei mir noch ein Schnippchen schlägt.
Versteht man das? Ich habe es doch schließlich
Persönlich, wüßt ich nur wohin, gelegt.

In jede Ecke steck ich meine Nase;
Ich stochre mit dem Besen unterm Schrank.
Und Tante Tonis hochzeitliche Vase
Zerbrach dabei. Mit Recht und Gott sei Dank

Auch auf der Lampe hab' ich nachgesehen,
Und die Gardinen hängen öd und leer.
Jetzt hilft nur eins: daß mir ein sanftes Wehen
Die Spur verrät; sonst find' ich es nicht mehr

Da sitz' ich nun und stecke alle harten
Und bösen Worte der Familie ein.
Geduld, Geduld; ich kann es ja erwarten:
Das Ei war frisch; bald wird es anders sein.

Peter Struwwel.



wie ein schmächtiger, halbwüchsiger Junge aus. Sie tat ihm plötzlich leid, und er wollte ihr etwas Nettes sagen. Aber ihm fiel nichts ein. Er fühlte sich zerschlagen und müde und zum Heulen traurig.

„Du mußt jetzt heim", sagte Lukas. „Sie merken sonst, wie lange du fort warst." Das Mädchen zuckte die Achseln. Es sollte mutig aussehen, aber es war nur hilflos.

Sie kamen aus den Anlagen und gingen durch leere stille Straßen. Es war sehr kalt, und Lukas fror in seinem Pullover. Sie sprachen nicht. Es wurde immer heller. Im kalten und harten Morgenlicht schienen die Gasflammen der Straßenlaternen matt und trübe. Im Osten begann ein roter Streifen zu glühen. Lukas ging schnell. Sie konnte ihm nicht folgen; sie lief fast neben ihm her, wie ein Hund hinter seinem Herrn. Sie hielt ihre Baskenmütze in der Hand, und ihr Gesicht sah blaß und müde und ganz schmal aus. Sie bogen in eine neue Straße ein. Vor einem der Häuser hielt ein Milchwagen. Große Milchkannen wurden abgeladen. Die Schritte der beiden hallten laut und einsam gegen die Mauern.

Nach einer Weile blieb das Mädchen vor einem der Häuser stehen. Sie stand vor Lukas, seine Jacke über dem hellen Kleid. Lukas hatte plötzlich Mitleid mit ihr, wie sie vor ihm stand, und gleichzeitig wunderte er sich, daß nichts mehr von jenem traurig-schönen Gefühl von Leere und Gleichgültigkeit war in ihm, und er sehnte sich nach seinem kleinen Zimmer, er wollte jetzt allein sein.

Das Mädchen hatte seine Jacke ausgezogen. Sie schloß die Haustür auf und blieb in der Tür stehen. Als Lukas ihr die Hand gab, zog sie ihn mit sich in den Hausflur. Sie standen sich jetzt im Halbdämmer des Hausflurs gegenüber. Es roch hier stark nach frischer Ölfarbe und nach Holz. Lukas fühlte, wie ihre Arme sich um seinen Nacken legten. Er sah den Mund des Mädchens vor sich, es war ein blasser hilfloser Kindermund, ein Mund zwischen Weinen und Lächeln. Lukas dachte daran, wie noch vor einigen Stunden ihn jedesmal ein süßer kalter Schauer überlief, wenn sie sich in der Dunkelheit beim Gehen zufällig mit den Schultern berührten. Als sie sich jetzt küßten, zaghaft und ungeschickt, spürte er einen Augenblick lang, wie ruhig sein Herz schlug, und er fühlte sich betrogen um etwas Schönes. Ihm war elend zumute. Das Mädchen legte ihre Arme enger um seinen Hals. Ihre Lider waren geschlossen. Oben, im Dunkel des Treppenflurs, wurde eine Tür zugeschlagen. Der Fahrstuhl brummte. „Du mußt gehen, Lukas", sagte sie, und sie drückte sich dabei dicht an ihn. Sie küßten sich, und Lukas fühlte, daß sie zitterte. Er wollte sie noch einmal küssen. „Nicht!" sagte das Mädchen. — „Ich geh' schon", sagte Lukas. Das Brummen hörte auf. Eine Tür ging. Aus dem Dämmer des Flurs kamen jetzt Schritte. Sie fuhren erschrocken auseinander. „Ich geh' jetzt", sagte Lukas rasch, und er sah dabei das Mädchen nicht an. „Ja, du mußt gehen, Lukas. Auf Wiedersehen." — „Auf Wiedersehen", sagte Lukas und versuchte, das Mädchen nicht anzusehen. Als er schon aus der Tür getreten war, fiel ihm ein, daß er noch etwas sagen wollte. Etwas Wichtiges und Entscheidendes. Aber es war jetzt zu spät. Sie war hinter der Tür stehen geblieben, sah Lukas über die Straße gehen, und sie hoffte, daß er sich noch einmal umwenden würde.

Lukas schlenderte über die Straße, die Jacke über die Schulter geworfen. Er machte große und energische Schritte. Es war unterdessen hell geworden. Die ersten Straßenbahnwagen fuhren leer und klirrend vorüber. Lukas schlenderte nach Hause. Er blieb vor den gewaltigen Spiegelscheiben eines Autogeschäfts stehen und sah sich die Wagen genau und lange an. Als er um die nächste Straßenecke bog, erblickte er einen Mann mit heißen Würstchen. Lukas fiel ein, daß er seit gestern nachmittag nichts Richtiges gegessen hatte, außer dem verdammten Eis. Er kaufte sich ein paar Würstchen, und er aß sie unterwegs. Als er gegessen hatte, fühlte er sich viel wohler. Zu Hause öffnete er leise und geräuschlos die Wohnungstür. Er schlich über den dunklen Flur, am Schlafzimmer der Eltern vorüber, in sein Zimmer. Er war zu müde, um sich auszuziehen. In Schuhen und Anzug warf er sich aufs Bett. Er schlief sofort ein.



Bunte Chronik



Der „weidende" Löwe.

Aufregende Osterjagd in Nordfrankreich.

Löwen in freier Wildbahn sind in Frankreich nicht so selten, seitdem in der letzten Zeit einige Provinzmenagerien das Pech hatten, sehen zu müssen, wie ihre kostbaren Gefangenen ausbrachen und bald darauf in einer großartigen Treibjagd von den Dorfhelden kläglich zusammengeschossen wurden. Diese Fälle haben in Frankreich eine Art von Löwenfieber ausgelöst und dürften auch die Ursache der tragikomischen Löwenjagd gewesen sein, die sich am Ostermontag in der Umgebung von Lille-en-Flandres abgespielt hat:

Ein Kraftfahrer hatte den Löwen zuerst gesichtet. Er meldete die aufsehenerregende Tatsache sofort dem zuständigen Gendarmerieposten — meldete, er habe ein gewaltiges gelbes Tier mit einer Riesenmähne über die Koppeln jagen sehen. Der Gendarmerieposten trat ins Gewehr und versorgte sich mit scharfen Patronen. Inzwischen hatten sechs junge Mädchen, die ihren Osterspaziergang unternahmen, ebenfalls das gefährliche Raubtier „auf einer Wiese weidend" gesehen. Laut schreiend hatten sie ihren Osterspaziergang unterbrochen und dem Bürgermeister Meldung gemacht. Die Kunde durcheilte nun blitzschnell die ganze Gegend; aus nah und fern strömten sämtliche Nimrode, mit allen möglichen und unmöglichen Waffen beladen, zusammen, um den König der Steppen zu erlegen. Alle sahen bereits das prächtige Löwenfell als Bettvorleger in ihrem trauten Heim.

Die Fährte des Löwen war bald gefunden und einer der Jäger konnte das Tier für einen Augenblick sogar sichten. Er legte seine Büchse an, schoß und traf — daneben. Glücklicher war der Jagdaufseher, der den Löwen anschoß, ohne ihn allerdings zur Strecke zu bringen. Durch diesen Erfolg ungeheuer ermutigt, brach aber jetzt das ganze Dorf lärmend auf, um dem angeschweißten Tier den Rest zu geben. Der Bürgermeister höchst persönlich konnte schließlich mit einem sicheren Schuß den Löwen umlegen.

Als man sich vorsichtig dem gefällten Raubtier näherte, mußte man allerdings zur allgemeinen Verwunderung feststellen, daß sich der Löwe noch im Tode in einen harmlosen großen bretonischen Schäferhund mit fahlgelbem Fell verwandelt hatte.



Lustige Ecke



Höflich.



„Ach, Frau Schultz, da flog eben ein Kloben Holz in Ihr Schlafzimmer hinein, möchten Sie so gut sein, mir ihn wieder hinauszuwerfen?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.